

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 220. Bromberg, den 27. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(Deutscher Urheberrechtsschutz für Georg Müller, Verlag in München.)

(Schluß.)

„Wären Sie das vorige Mal nur halb so genau gewesen, so wäre ich jetzt um dreihundert Pfund reicher," knurrte er den Bankbeamten an und begab sich in den ersten Stock. Die schwarze Leibwache, die im Korridor über die Sicherheit ihres Herrschers wachte, schien nicht unter derselben Depression zu leiden wie Allan. Sie schnatterte und wisperte in ihrem krähenähnlichen Dialekt. Offenbar hatten sie schon von der Heimreise erfahren und freuten sich bereits darauf. Sie ließen Allan mit einem Grinsen ein. Nun kannten sie ihn schon.

Im Vorraum befand sich nur der alte Ali. Er begrüßte Allan mit demselben heiteren Lächeln, das die Leibwache draußen zur Schau getragen hatte.

„Ah!" sagte er. „In einigen Stunden befinden wir uns auf dem großen Wasser, von der Krankheit geplagt, die die Dämonen des Wassers die Eigenschaft haben, bei den Reisenden hervorzurufen. Ja, nur einige Stunden, und wir verlassen diese große wunderbare Stadt, von der wir dank dem König der Betrüger so wenig gesehen haben."

„Sie scheinen nicht gerade betrübt darüber, den Wasserdämonen zu begegnen," sagte Allan.

„Nein, denn sie müssen mich ja doch in mein Land zurücktragen. Treffend und anmutig sagt ein Dichter, der sich freilich nicht mit dem göttlichen Zeltmacher messen kann: „Wer unter Palmen geboren ist, findet die Tannen häßlich, und für die Einwohner Delhis ist der Gestank ihrer Stadt schön"."

„Ausgezeichnet, auf Ehre," sagte Allan. „Wie sieht es denn jetzt in Delhi aus?"

„Wahrlich, junger Freund, ich kann es Ihnen nicht sagen. Es ist viermal zehn Jahre her, seit ich diese Stadt besucht habe. Und ich erinnere mich tatsächlich nur an einen großen Gestank und an eine Sonne, wie sie sich die Bevölkerung in London nicht träumen läßt, selbst wenn sie Haschisch kaut, und die unerträglich war wie Allahs Augen für den Ungläubigen."

„Das klingt ja lockend", sagte Allan.

„Junger Freund," sagte der alte Hofdichter, „verstehe ich recht, Sie sind nie in Delhi gewesen?"

„Sie haben mich recht verstanden", sagte Allan, „eigentümlicherweise habe ich total vergessen, Delhi zu besuchen."

„Aber sicherlich sind Sie in Indien gewesen," sagte Ali zuversichtlich.

„Ich schäme mich, Ihnen eine Enttäuschung bereiten zu müssen," sagte Allan, „aber wie lächerlich es auch klingt, ich bin nicht einmal in Indien gewesen. Ich bin ein unerzogener Esel, mit abgeschnittenen Ohren und Scheuklappen um die Augen. Sagt das nicht der göttliche Zeltmacher irgendwo?"

„Der göttliche Omar hat diese Äußerung nie gemacht," sagte Ali. „Das muß irgendein anderer Dichter von geringerer Bedeutung gewesen sein. Aber wer nie in Indien war, der ist wie ein unerfahrenes Kind, und wer nie in Nasirabad gewesen, wie ein Ungeborener. Da ist der Himmel blauer denn irgendwo und die Luft kühler. Dort scheint die Sonne mit ungewöhnlicher Klarheit, aber sie brennt nicht wie über den Ungläubigen in Delhi. Die Berge sind mit Zedern und Pinien bewachsen, und in ihrem Schatten duftet es süßer als aus dem Haar eines Weibes. Karawanen mit bewaffnetem Schutzgefolge ziehen durch die Pässe auf und nieder, und am Abend duftet es von ihren Lagerfeuern nach gekochtem Hammelfleisch, Reis und guter Butter. Dieser Duft ist köstlicher als andere Düfte, und wer ihn nie geatmet hat, ist wie einer, der nie Wein getrunken oder den Mund einer Geliebten geküßt. Die Frauen in Nasirabad haben schlankere Mitte, üppigere Hüften und kleinere Händchen und Füßchen als andere Frauen, und ihre Augen sind schwarz und funkelnd wie die Nacht im Winter. Nein, wer nie in Nasirabad gewesen, hat nie gelebt."

„Ich beginne es zu glauben," murmelte Allan zu sich selbst; und während der alte Dichter fortfuhr, in langen Sätzen und mit zahlreichen Zitaten aus dem göttlichen Zeltmacher und anderen Dichtern von geringerer Bedeutung sein Vaterland zu beschreiben, sah er vor seiner Seele in einem Blitz den ganzen Orient, bunt flammend von Düften und Visionen, so wie Yussuf Khans Juwelen von Licht und Farben flammten. Er stand noch halb traumbefangen, als die Türe des inneren Gemaches sich öffnete und Yussuf Khan selbst erschien, begleitet von seiner Gemahlin und dem Obersten. Allan verbeugte sich und zog das Halsband hervor, das Yussuf Khan mit erstaunter Miene betrachtete.

„Das habe ich von Ew. Hoheit falschem Repräsentanten bekommen", sagte Allan, „darf ich bitten, es Ew. Hoheit selbst zurückgeben zu dürfen, bevor er es mir wieder stiehlt."

„Bekommen?" wiederholte Yussuf Khan.

„Zur Belohnung," schaltete der alte Ali ein. „Weil dieser junge Mann ihn zweimal verhindert hat, deine Juwelen zu stehlen, mein Sohn, hat ihm der König der Betrüger dieses Geschmeide geschenkt, ich war selbst anwesend. Die Schamlosigkeit dieses Betrügers wurde durch eine Scherzhaftigkeit gemildert, die ich zuweilen bewundern muß."

Yussuf Khan sah Allan an.

„Und nun wollt Ihr das zurückgeben," fragte er. „Warum?"

„Ich habe es doch von einem Schwindler bekommen," begann Allan.

Yussuf Khan unterbrach ihn:

„Es ist gut. Der Betrügerkönig, der meine Juwelen stehlen wollte und zwei Tage hindurch meinen Namen stahl, hat ein Werk getan, das ihm zum Verdienst gereicht. Ich bin Euch, junger Sahib, mehr schuldig, als mit diesem Schmuckstück bezahlt werden kann. Sagt mir, was ich tun kann, um meine Schuld zu tilgen. Sprechet frei, und wisset, daß alles, was Ihr begehrt, im vorhinein bewilligt ist."

Allan sah das Halsband, das er in der Hand hielt, unentschlossen an. Geschenke und Belohnungen anzunehmen, widerstrebte seinem Nationalinstinkt; aber dennoch wußte er, daß eine Weigerung verletzend wirken würde, und dabei konnte er sich nicht von dem Gedanken losmachen, was er eigentlich anfangen sollte, wenn diese Personen fort waren, in deren Drama er mitgespielt hatte. Der alte Ali sagte zum Maharadscha:

„Mein Sohn, denke dir, dieser junge Mann, aus dessen Zügen Begabung und edle Gesinnung sprechen, und der uns große Dienste erwiesen hat, hat in seinem ganzen Leben weder Delhi noch Nasirabad gesehen, ja, er hat nicht einmal Indien besucht. Mit Worten, dem besten unserer Dichter entnommen, zu denen ich für mein eigen Teil viel zu unwürdig bin gezählt zu werden, habe ich versucht, ihm ein mattes Bild von Nasirabads Schönheit zu geben."

Allan kam eine Idee, die ihn erzittern ließ. Nach diesen Abenteuern aus Tausendundeiner Nacht mußte alles andere als Tausendundeine Nacht einen faden Geschmack haben... und war Tausendundeine Nacht denn anderswo zu finden als in dem uralten Märchenlande selbst?

„Hoheit," sagte er, „wollen mir Ew. Hoheit irgendeinen Posten in Ihren Diensten in Nasirabad verleihen?"

Yussuf Khan starrte ihn an.

„Ist das alles, was Ihr wünscht?" fragte er.

„Ja," sagte Allan, „welchen Platz immer."

Yussuf Khan betrachtete ihn noch einen Augenblick.

„Gut," sagte er, „ich habe versprochen, Euren Wunsch zu erfüllen, was immer Ihr begehrt. Von heute an seid Ihr mein nächster Mann in allem, was nicht die Regierung der Sahibs in meinem Lande betrifft. Aber wisset, daß wir diese Stadt in wenigen Stunden verlassen."

„Ich weiß es," sagte Allan, „und ich werde mich mit dem Packen beeilen. Ich packe jetzt meine Koffer zu einer Reise nach Tausendundeine Nacht!"

Dasselbe sagte er ein paar Stunden später zur Familie Bowlby, als er — obendrein mit seinen dreihundert Pfund vom Hotel in der Tasche — auf der Eingangstreppe des Hotels von ihr Abschied nahm. Mrs. Bowlby, skeptisch bis zuletzt, sagte:

„Ich bin überzeugt, er wird Sie nur dazu verwenden, seine Hundertundfünfzig zu bewachen."

„Mrs. Bowlby," sagte Allan, „ich glaube, daß es Kompetenzbedingungen für eine solche Stellung gibt, die ich nicht erfüllen kann."

Oberst Morrel, der daneben stand, lachte barsch in seinen weißen Schnurrbart und bemerkte:

„All right, junger Freund, Indien hat sich seit der Zeit Harun al Raschids ein bißchen verändert. Es ist nicht gesagt, daß Sie dieselben Abenteuer finden, wie in Tausendundeine Nacht. Aber im Notfalle können Sie immer einen Platz unter dem Residenten haben und mit etwas Bekanntschaft machen, worin Sie, wie ich glaube, noch keine große Erfahrung haben, nämlich der Arbeit. — Es ist Zeit, in das Auto zu steigen."

„Und die Arbeit", rief Mr. Bowlby Allan nach, indem er ihm ein Lebewohl zuwinkte — „ist doch endlich und schließlich das größte Abenteuer."

Der Familientag.

Skizze von Herman Anders Krüger.

Alle zehn Jahre — zur Sommersonnenwende des mittelsten Jahres des Jahrzehnts — hielt das uralte Adelsgeschlecht von der Chattenburg seinen Familientag ab, und zwar in dem kleinen Dörfchen am Fuße seiner Stammburg, die — leider seit Jahrhunderten zur Ruine geworden — sich noch immer im Besitze der Familie befand. Die Chattenburger, die ehedem wohl den ganzen Gau ringsum beherrscht hatten, waren längst völlig verarmt. Die gräfliche Linie geriet schon vor vielen Jahren nach plötzlichem finanziellen Zusammenbruch in Amerika in Verschollenheit; die freiherrliche, die sich mit K schrieb, hatte im Staatsdienst auch keine Reichtümer sammeln können, sie stellte jetzt den Senior des Geschlechts, einen Major a. D., der zur Zeit bei einem Versorgungsamt als Regierungsrat sein Leben fristete. Dann gab es noch den Zweig der Edlen zu Chattenburg, den als Ältester ein Fabrikchemiker vertrat, der eine sehr ausführliche Familiengeschichte geschrieben hatte und immer wieder darauf drang, daß die alte Ruine neu aufgebaut werden müsse. Grundsätzlich waren fast alle Mitglieder des weitverzweigten Geschlechts damit einverstanden, aber da sie sämtlich dem verarmten Mittelstande angehörten, blieb der fromme Wunsch des Doktors unerfüllbar. Nun hatte der rastlos der Familienforschung ergebene Chemiker im vergangenen Jahre festgestellt, daß in U. S. A. doch noch Nachkommen der gräflichen Linie lebten, freilich unter dem schlicht bürgerlichen Namen Catsbury. Einen dieser Vettern hatte man in Bethlehem bei den Steelworks entdeckt und zum diesjährigen Familientag eingeladen. Die Einladung war auch angenommen worden, und das Erscheinen des Mr. Edward Catsbury galt als Sensation der bevorstehenden Zusammenkunft, die vielleicht infolgedessen etwas zahlreicher besucht wurde als sonst. Namentlich viel neugierige Jugend hatte sich eingefunden.

Zunächst mußte allerdings die Tagung ohne den großen Unbekannten vom Regierungsrat eröffnet werden. Dieser zog daher die Mitteilung der Familiennachrichten möglichst in die Länge, ließ die Nachträge zur Familienchronik vom Verfasser verteilen und erläutern. Dann schlug er vor, man möge bis zum feierlichen Mittagessen im „Roten Löwen" sich vom traurigen Zustande des Stammschlosses durch eingehende Besichtigung überzeugen, ehe am Nachmittag der wichtige Punkt der Wiederherstellung der Chattenburg abermals behandelt werde. Auf der Ruine traf man einen älteren Herrn in Schwarz, der mit einer lebhafter gekleideten jungen Dame die herrliche Aussicht bewunderte. Als die Familienprozession mit sachgemäßen Debatten, bei denen der Chemiker das große Wort führte, an den beiden vorbei gestikulierte, sagte die junge Dame leise lächelnd zu ihrem Vater: „I bet, that is the family." Darauf folgten die beiden aufmerksam dem musternden Troß wie bei einer Museumsbesichtigung und fuhren dann möglichst unauffällig in ihrem Auto zum „Roten Löwen", wo Mr. Catsbury sich bereits mit dem Wirt verständigt und für ein weit ausgiebigeres Festmahl gesorgt hatte, als es vom sparsamen Familiensenior vorgesehen war. Mr. und Miß Catsbury ließen sich durch der ihnen ja brieflich bekannt gewordenen Chemiker vorstellen. Dann ging man zu Tisch. Der Major a. D. führte Miß Catsbury, während ihr Vater die Frau des Fabrikchemikers als Ehrendame erhielt. Als schon nach der Suppe ein trockener alter Sherry gereicht wurde, prüfte der Regierungsrat verblüfft die Menükarte, worauf ihm der amerikanische Stahlmann neckisch zublinzelte und ihm verstohlen die Geste des Schweigens machte. Kaum war der Fisch herumgereicht, als sich der Senior erhob, die amerikanischen Verwandten kurz begrüßte und dann nach alter Überlieferung ein Hoch auf das Oberhaupt des Deutschen Reiches ausbrachte. Beim nächsten Gang dankte Mr. Catsbury ebenso knapp für den freundlichen Willkommengruß und bat die Anwesenden für heute seine Gäste zu sein, da er zwar die Pflichten seiner ehemals gräflichen Zweigfamilie gern wieder übernehme, aber die Basen und Vettern leider nicht alle nach U. S. A. einladen könne. Dann trank er auf das Wohl der anwesenden Familienmitglieder. Zum Sekt gab es noch eine jugendlich begeisterte Damenrede, sodann brach man in bester Stimmung zur Nachmittagssitzung auf, die bei dem herrlichen Sommerwetter im halbzerfallenen Pallas der Stammburg abgehalten wurde.

Hier stellte nun nach Eröffnung der Sitzung der Familienhistoriker den erneuten Antrag auf Wiederherstellung des Schlosses und bat in bewegten Worten den amerikanischen Vetter um Hilfe. Mr. Catsbury antwortete sofort in etwas gebrochenem Deutsch: „Liebe Basen und Vettern! Ich habe Ihren Wunsch erwartet, aber Sie vielleicht nicht meine Ablehnung. Nehmen Sie mir diese nicht übel, sondern suchen Sie mich lieber zu verstehen. Nicht an den Wurzeln gedeihen Blüten und Früchte, sondern an gesunden, jungen Trieben. Mein geliebtes deutsches Mutterland hat zur Zeit Wichtigeres aufzubauen als alte Schloßruinen, auch wenn sie eine so unvergleichlich schöne Aussicht haben wie diese. Der Wartturm ist übrigens noch ganz gut, ich werde eine Treppe hinein bauen lassen und zu seinen Füßen ein kleines, gemütliches Weekendhäuschen für gelegentliches Camp."

Ein Bravo der Jungen unterbrach ihn sogleich. Der Redner winkte lächelnd der Jugend zu und fuhr fort: „Für euch Jungen will ich aber mehr tun, an eurem Aufbau will ich energisch mithelfen. Ich werde für jeden jungen Chattenburger — weiblich wie männlich — vom 14. bis 24. Jahre — also für zehn Jahre — ein Stipendium zur Ausbildung in dem frei gewählten Beruf aussetzen, jährlich 1200 Dollars."

Ein stürmisches Hurra brach allenthalben los, dann beendete Mr. Catsbury seine Rede folgendermaßen: „Oh — nur bitte ruhig Blut, das dicke Ende kommt nach. Nach den zehn Jahren hat jeder Stipendiat eine freie Reise zu mir nach Bethlehem zu machen oder, wenn ich nicht mehr lebe, zu meinem Sohn. Und dann heißt es Rechenschaft ablegen und mit uns beraten über das, was man gelernt hat und was man der Welt im bevorstehenden Leben nützen will. Für die Verwaltung der überwiesenen Summen bitte ich den Vetter Regierungsrat und den Vetter Doktor Sorge zu tragen, mit denen ich alles weitere regeln werde. So — das wäre mein Aufbau." Nach abermaligem Hurra ward die kurze Sitzung geschlossen. Für die Chattenburger begann eine neue Ära.

Zwei Versprechen.

Skizze von Elisabeth v. Aster.

Vor Beginn der großen Hitze sagte Hortense ihrem Manne, daß sie nach Deutschland gehen werde. Sie beabsichtigte Berlin und andere Städte aufzusuchen, nebenbei ein wenig Musik zu studieren. Vor allem möchte sie Heimatluft atmen und hochgewachsene blonde Menschen sehen, im Gegensatz zu den braunen und gelben Völkern dieser Insel.

Fred Bartling antwortete nicht. Die Zigarette, die er sich umständlich gedreht, brannte bereits, als er bemerkte: „Da fahren diese Malaien wieder den Schutt bis dicht ans Feld heran . . ." Dann rief er aus dem Fenster etwas in der Sprache der Eingeborenen und wandte sich nicht wieder zu Hortense um, so daß sein Gesichtsausdruck ihr entging.

Wenige Tage danach fand Hortense eine Schiffskarte neben ihrem Frühstücksteller. Sie lautete auf den nächsten abgehenden Dampfer. Fragend sah sie auf ihren Mann: „Du hinderst mich nicht?"

„Was hätte es für einen Zweck, Hortense? Ich versprach dir, als du mir hierher folgtest, dich niemals zu zwingen, viele Jahre in einem Klima auszuharren, das dir vielleicht . . ."

„Es ist nicht das Klima, Fred, nicht das allein . . ."

Am letzten Tage, den Hortense auf Java zubrachte, bat Fred Bartling: „Willst du mir eins versprechen, Hortense?"

Erstaunt das erregte Antlitz des Gatten betrachtend, nickte die Frau.

„Versprich mir, vor Beginn der Regenzeit des nächsten Jahres heimzukehren!"

Vor der Regenzeit im nächsten Jahre, das bedeutete achtzehn Monate Freiheit. Hortense frohlockte im stillen, ohne Besinnen gab sie ihrem Manne das Versprechen. —

Die bunt zusammen gewürfelte Gesellschaft auf dem Ozeandampfer interessierte Hortense wenig. Sie blieb für sich, vermochte jedoch nicht die Annäherung eines jungen Gelehrten zu hindern, der sich einer Expedition in das Innere Javas angeschlossen hatte und nun nach Europa heimkehrte. Sie gefielen einander. Kein Abend verging, an dem sie nicht über die Reling lehnten und fühlten, wie das Sammetdunkel der Tropennacht in ihnen vorüber glitt, wie die Sterne in seltsamer Helle glitzerten oder der grünsilberne Zauber des Mondscheins über den Gewässern war.

Als das Schiff das Blau des Mittelmeeres durchfurchte, sagte Rolf Wendenburg zu Hortense, daß er nicht nach Wien, sondern gleich ihr nach Deutschland gehen werde.

Dann waren sie in der alten Heimat, deutsche Laute ließen ihre Herzen höher schlagen. Alles sah sie wundersam vertraut an, wie Dinge, die wir eine Weile vergaßen und die uns dennoch gehören. Voll Eifer studierte Hortense Musik, besuchte Theater und Kunstsammlungen. Die übrige Zeit gehörte Rolf Wendenburg, der sie liebte. Hortense wußte es. Und einmal hatte er es ihr auch gesagt . . . In ihr aber war ein Zögern, denn fern, hinter allem, was sie hier umgab, führte Alfred Bartling, der Ingenieur auf Indiens vulkanischem Boden, seine kühnen Pläne aus.

Rolf Wendenburg ehrte die Zurückhaltung Hortenses, doch da ein Jahr seit ihrem ersten Begegnen verronnen war, bat er: „Versprich mir, Hortense, Deutschland nicht zu verlassen, bevor du mir gesagt hast, daß du mich liebst, daß meinem Sehnen Erfüllung werden soll." Und Hortense gab, willenlos fast, auch diesem Manne ihr Wort.

Aber es war nun eine Qual in ihr, die täglich wuchs, ein Zwiespalt, so stark, daß ihr Wesen, ihr Tun in Unsicherheit getaucht schien.

Eines wußte Hortense: Hielt sie Rolf, den sie liebte, ihr Wort, so würde sie das dem Gatten gegebene brechen, mußte es brechen, sobald sie sich Rolf in Liebe gegeben. Liebe war das Größte und kettete fester als Bande, die nur Pflicht noch halten ließ.

Einmal ging Hortense von der Musikschule heim. Es dämmerte, und im Fluß spiegelten sich zahllose Lichter. Hortense schlenderte gemächlich, ein milder Tag schied von der großen Stadt. Plötzlich prasselte und rauschte es seltsam um Hortense, feucht fiel es auf Haar und Wangen — — Regen strömte in grauer Flut herab. Hortense ging langsam, fast schlafwandelnd, während vor ihrem inneren Auge ein Bild erstand: ein einsam gelegenes, flach gebautes Haus auf halber Höhe des Vulkans, staubiges, verdorrtes Grün und Steine — Steine. Regenströme fluteten aus tief ziehendem Gewölk ununterbrochen, die Fenster des Hauses auf verlassener Station wie mit Tüchern verhängend . . .

„Die Regenzeit beginnt. Nicht sogleich, doch in kurzem." Die Frau sprach es leise zu sich selber. „Vor Beginn der Regenzeit, vor Beginn — — versprich es mir, Hortense."

Und weiter rauschte der Regen, grau, wie schwere Schleier, Stunde um Stunde,

Endlos, qualvoll ist die Nacht, wenn Pflicht mit Liebe streitet. —

Die Gesichtszüge in fieberndem Erwarten gespannt, stand die blonde Deutsche am Bug des Dampfers, Tag für Tag. Ihr Auge brannte Indien entgegen, der Station im Gebirge, dem einsamen Manne, dem sie sagen mußte, daß sie einen andern liebte und ihm gehören wollte. Fred Bartling m u ß t e sie frei geben . . .

Lange dauerte der Ritt zur Station, doch alles am Wege grüßte vertraut. Vorüberziehende Eingeborene verneigten sich. Hortense lachte über sich selbst, dennoch war es ihr, als käme sie heim.

Und dann sah sie Fred Bartling. Seine weiße Gestalt lief ihr entgegen, kaum berührten die Füße den Boden. „Hortense!" gellte sein Schrei . . . „Du bist gekommen — vor der Regenzeit . . . !" Zitternd ließ Hortense ihm ihre Hand, vor dem Leuchten seines Blickes schlug sie den ihren nieder, unter seinem Kuß in Qual erschauernd.

Während sie Hand in Hand dem weißen Hause auf der Höhe zugingen, war es Hortense, als schritte sie weiter und weiter von ihrem Glück hinweg.

Und doch wußte sie: Nie würde sie Fred Bartling sagen, was ihr noch kurz zuvor selbstverständlich erschien. Mann und Weib gehören zu einander, fest, unlösbar — dachte Hortense — und Pflicht ist höher als Liebe.

Der Dieb.

Skizze von Sepp Bauer.

Hansheinrich de Rudder wurde zum Rektor gerufen, zu dem gefürchteten Manne mit den radgroßen Augen hinter schweren Brillengläsern, die dem Blick einen Stich ins Grüne gaben. Hansheinrich war vielleicht der einzige Primaner, der beim „Rex" einen unverrückbaren Stein im Brett hatte. Man erwartete es, daß de Rudder zum Rektor gerufen wurde, denn er mußte wie kein anderer wissen, gegen wen sich in diesem Falle der erste Verdacht richtete. Seit der Aufdeckung des Diebstahls rückte die ganze siebente Klasse scharf ab von dem blassen Georg Barne, weil Hansheinrich von klaren Beweisen sprach, während er nach seiner Gewohnheit die spitze Nase zwischen den Fingern drehte.

Der Fall lag denkbar einfach: Linke als einer der Verläßlichsten in der Klasse hatte gerade vor Beginn der Weihnachtsferien die Gelder für die im abgelaufenen Jahresdrittel gekauften Schreibartikel eingesammelt. Man konnte alles in der Schule kaufen und zahlte vor Ferienbeginn,

Linke hatte etwa dreihundert Mark zusammen gebracht — als aus seinem Pult das Geld entwendet wurde. Der Diebstahl brachte das ganze große Haus mit den hundertundachtzig Schülern in Aufregung, es wurde gefragt und gesucht. De Rudder zupfte sachte die Möglichkeit an, ob nicht der Barne, der blasse Kerl, der ausgehungerte — man wußte doch, daß der Bursche sich viel mehr Bücher kaufte, als sein Monatsgeld ihm erlaubte, und daß er Schulden hatte.

Bis zum Abend erschien es als feststehend, daß Georg Barne das Geld gestohlen hatte. Beweise fand man nicht, Barne hatte kaum das Geld für die Heimfahrt in der Tasche. Sonst besaß er nichts, wohl aber einige Schulden bei Kameraden. Der „Rex" legte dem Diebe nahe, er möge die Konsequenzen ziehen, auch wenn er nicht überführt werden könne. Es erschien ratsam, daß er nach den Ferien die Schule nicht mehr betrete. Könne er aber den Verdacht widerlegen, dann möge er wieder kommen.

Er kam wieder nach Neujahr. Doch man mied ihn, und de Rudder arbeitete Woche um Woche an der Beweiskette, um Barne glatt zu überführen. Noch vor Jahresschluß mußte Georg Barne die Schule verlassen. Obgleich der Beweis nicht gelungen war, konnte er unter solchen Umständen nicht bleiben. Sein Vater holte ihn ab: ein Kleinbauer, ein guter Mann, der seinen leichtsinnigen Jungen kannte, der aber auch das Spiel zu durchschauen schien. Aus dem großen Studiersaal holte er ihn heraus. Alle schauten auf ihn, als er an der Tür stehen blieb, als er mit seiner schweren Bauernfaust in das Gesicht seines Sohnes schlug. Der fiel mit einem gluckfenden Schrei hintenüber, seine Kameraden schrien auf. In die Stille hinein sagte der Vater: „Warst du der Dieb, dann hast du den Schlag verdient, warst du es nicht, dann gib ihn weiter an den wirklichen Dieb!" Die jungen Menschen im Saale konnten erst wieder frei aufatmen, als die Tür sich hinter den Zweien geschlossen hatte.

Vierzehn Monate später zogen die Abiturienten mit bunten Mützen ins Leben hinaus. Um die gleiche Zeit war Georg Barne schon ein Bauer, schon etwas fast Vollendetes. Stier und starr ging er seiner Arbeit nach, ohne nach rechts oder links zu blicken. Er mußte sonst doch wieder den Vorwurf des Diebstahls lesen, den er in allen Gesichtern zu sehen glaubte. Der Vater verstand ihn und brachte ihm langsam in schweren Jahren ein wenig Liebe zum harten Bauernberuf bei. Ein wenig Liebe bloß, denn niemals wollte sich Georg mit dem Gedanken abfinden, daß er durch eine Verleumdung für immer von höheren Zielen weggerissen worden sei.

Warum sollte der Junge immer seine Abneigung im Herzen behalten? Einmal, und wenn es auch noch so langsam ging, mußte ihn die Erde in ihre Gewalt bringen, mußte sie auch ihn mit dem knospenden Zauberstab berühren. Als das bleiche Gesicht sich in der Sonne der Arbeit satter färbte, wurde auch das Herz langsam gesund. Manchmal noch dachte Georg an die Schule. Dann faßte er seine Arbeit wilder an, brachte irgend etwas Kleines, Unbedeutendes zu Erfolg und konnte froh darüber sein. Das Lachen kam zu ihm mit dem Blühen der Erde, der er nun mit seinem ganzen Können diente. Das Glück eines seßhaften Bauern verdrängte das Bild von der Schule.

Doch das eine kam viel zu früh: Georg wurde — es war zehn Jahre später — tot vom Walde heimgetragen, wo eine Fichte ihn erschlagen hatte. Das Gesicht drückte Frieden aus, als der Körper auf der Bank lag und wartete, bis der Arzt zur Totenschau kam. Der abgeschlagene rechte Arm hing schlaff von der Bank auf den Boden nieder.

Dieser Arzt, ein ganz fremder Mann, kam nur zur Aushilfe für den beurlaubten Doktor. Er war dick und unförmig und hatte eine auffallend spitze Nase. Ruhig schrieb er den Namen „Georg Barne" in den Totenschein, untersuchte der Form halber die Leiche, nahm den gebrochenen Arm, drehte ihn und legte ihn hoch, als er sein Formblatt vom Boden auflesen wollte, das der Wind verweht hatte. Er mußte unter die breite Bank kriechen, auf die sie den Toten gebettet hatten. Sein Gesicht war jetzt blau, noch feister, die Nase noch spitzer.

Der Arm des Toten konnte ohne Halt nicht immer so aufrecht bleiben, er hing nur noch an wenigen Sehnen im Schultergelenk. Jetzt fiel er herab, plump und schwer, gerade dem Arzt ins Gesicht. Ganz so hatte der Vater es dem kleinen, blassen Georg aufgetragen, damals beim Abschied von der Schule. Der Dieb stand neben der Bank und zitterte; man mußte den Hilfsarzt Hansheinrich de Rudder mit dem Wagen heimbringen.

Das Gesicht des Toten war ruhig, leidenschaftslos und fast glücklich; es stand nichts von später Rache darin. Die Leute, die den Hilfsarzt kannten, wunderten sich sehr darüber, daß der kräftige Mann über Nacht schlohweiß geworden war.



* **Die Ruhmesfeier Edisons.** Um den greisen Erfinder Edison am Tage des 50jährigen Bestehens der elektrischen Lampe zu ehren, werden in ganz Amerika riesenhafte Beleuchtungskünste gezeigt werden. Außerdem wird etwas Originelles geboten: Edison wird am 23. Oktober auf einen Knopf drücken und vorübergehend die gesamte öffentliche Beleuchtung Amerikas ausschalten. Es soll dann der Bevölkerung durch das langsame Aufglühen der Fortschritt in Erinnerung gebracht werden, dessen sie sich seit der Einführung des elektrischen Lichts erfreut.

* **Der blutrote Himbeersaft.** Der Anblick war fürchterlich. Alle, die den Verunglückten neben den Resten seines zertrümmerten Kraftwagens liegen sahen, meinten, sein zerschrammtes Gesicht, seine wirren vom Blute verklebten Haare würden sie im Wachen und Schlafen verfolgen: „Entsetzlich! Dieser Anblick". Dann schoben die Zeugen des Unglücks die Leiche von der Straße und riefen den Krankenwagen, um den Toten ins Schauhaus nach Stevens Point (Wisconsin) zu schaffen. Der Sanitätswagen kam, weil doch nichts mehr zu retten war, in aller Ruhe an, und die Krankenträger betrachteten mit berufsmäßiger Sachlichkeit die entstellte Leiche. Dann meinte einer: „Wir wollen ihm den Kopf und das Gesicht abwaschen, denn so können wir ihn nicht in den Wagen legen." Der Rat wurde für gut befunden. Als die Sanitäter nun den Toten gesäubert hatten, fiel ihnen plötzlich auf, daß keine Wunde zu sehen war: „Nanu, wo kommt denn das Blut her?" Niemand konnte eine Antwort geben, bis schließlich ein ganz Schlauer den verunglückten Wagen untersuchte: „He, kommt einmal her!" Da lag in unmittelbarer Nähe der Unfallstelle ein Korb mit einer breiigen roten Masse, die wie Blut aussah, und obendrauf schwamm, kaum noch erkenntlich, ein Zettel: „Vierzehn Pfund Himbeeren." Einige Zeit danach wachte der Tote im Krankenhause wieder auf und erfuhr, daß ihn nur der Sturz in die Himbeeren vor der Reise ins Jenseits bewahrt hatte.

* **Die kleinste Stadt der Welt.** Eine französische Statistik hat festgestellt, daß das unweit von Paris gelegene Städtchen Le Tartre Gaudran nur aus zehn bewohnern besteht und somit als kleinste Stadt der Welt zu bezeichnen ist. Die kleine Stadt besitzt einen eigenen Bürgermeister, dem das Recht zusteht, als vollgültiger Wahlmann an den französischen Senatswahlen teilzunehmen.



* **Der intelligente Ober.** „Tee oder Kaffee, mein Herr?" — „Kaffee, aber ohne Sahne!" — „Sie werden den Kaffee ohne Milch nehmen müssen, mein Herr, Sahne ist leider alle geworden."

*

* **Lehrzeit.** Fief ist fünf Monate Lehrling bei Suppengrün. — „Aus dir wird auch nischt", tobt Suppengrün, „fünf Monate bist du schon bei mir und noch nischt hast du Sauigel gelernt." — „Doch, Meister." — „Was denn?" — „Daß ein Pfund nur vierhundertfünfzig Gramm hat."

*

* **Kinder.** Vater: „Was macht ihr denn für einen fürchterlichen Lärm; ich denke, ihr spielt?" — Fritz: „Wir spielen ja auch: Papi und Mami." — Vater: „Deshalb braucht ihr doch nicht Krach zu machen." — Fritz: „Ja, sie will doch aber Geld haben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.